



THEODOR WONJA MICHAEL spricht über sein Jahrhundert

Ein kurzer Blick auf ein langes Leben

Theodor Wonja Michael wurde als Sohn einer deutschen Mutter und eines kamerunischen Vaters 1925 in Berlin geboren. Kamerun war bis zum verlorenen Ersten Weltkrieg eine der vier deutschen Kolonien in Afrika. Als Kind wurde er mit den abwertenden Vorurteilen konfrontiert, die in Deutschland mit der Besetzung von Rhein und Ruhr durch französische Kolonialsoldaten zunahmen und sich dadurch immer stärker gegen die Menschen aus den ehemaligen deutschen Kolonien und ihre Nachfahren richteten. Obwohl er Deutscher war, musste er im frühen Kindesalter bei den damals beliebten „Völkerschauen“ den vorgeblich Baströckchen tragenden „Wilden aus Afrika“ darstellen. Nachdem die Nationalsozialisten die Macht ergriffen hatten, wurde es immer schwerer für ihn. Sowohl gesellschaftlich als auch schulisch und beruflich bedeutete dieses Kapitel deutscher Geschichte für ihn nichts als Zurücksetzungen, da man ihm das Deutschsein absprach. Nur das „Unsichtbarmachen“ - so sehr das mit seinem als fremd empfundenen Äußeren überhaupt möglich war - bewahrte ihn vor Schlimmerem, so seine Schilderungen etwa im Film „Afro.Deutschland“. Aber auch nach 1945 blieb Rassismus aktuell. Noch in den Nachkriegswirren weigerten sich die deutschen Behörden zunächst, ihn als Deutschen anzuerkennen und schickten ihn zu den US-Amerikanern (!), wie er im Buch „Deutsch sein und schwarz dazu“ (dtv, auch als englische und französische Version verfügbar) beschrieb. Später arbeitete Michael für das „Afrika Bulletin“ und entwickelte sich zu einem gefragten Afrika-Spezialisten. Bis ins hohe Alter spielte auch das Showbusiness - u.a. Film und Theater - eine große Rolle in seinem bewegten Leben. Bis zu seinem Tod setzte er sich immer entschieden, aber nie dogmatisch für ein Deutschland ein, in dem Hautfarbenhierarchien als Relikt des Kolonialismus endlich überwunden werden. (Bild: Umschlag der Interview-Broschüre von 2019)



Inhaltlich verantwortlich: Serge Palasie | Fachpromotor Entwicklungspolitische Bildungsarbeit mit Fokus Afrika. Die Interviewbroschüre erschien erstmals im März 2019. Vorliegende Neuauflage wurde teils aktualisiert. Bild Umschlag vorne: Mark Leonhard. Bild Rückseite: Eine Theodor-Wonja-Michael-Straße gibt es noch nicht, eine Bibliothek aber schon. Mehr zum kolonialen Erbe siehe Link / QR-Code.

www.eine-welt-netz-nrw.de/fileadmin/ewn/data/Themen/Flucht_Migration/Begleitheft_Platz-Sonne_Schatten-Kolonialzeit.pdf



Das Interview

Anfang 2019 trafen Theodor Wonja Michael und ich uns dreimal in Köln und redeten unendlich viel. Nicht selten schweiften wir von den für das Interview angedachten Schwerpunkten ab. Theodor Wonja Michael war es aber wichtig, dass am Ende ein kurzer Text entsteht. Die vorliegende Textfassung segnete er ab, bevor sie für eine anstehende Veranstaltung mit ihm in den Druck ging (Film- und Diskussionsabend am Internationalen Tag gegen Rassismus am 21. März 2019 im Neusser Hitch-Kino zu „Afro.Deutschland“, siehe Bild).



(Serge Palasie, Januar 2022)

Lieber Theodor Wonja Michael, auch heute wird die deutsche Kolonialzeit in der Öffentlichkeit kaum berücksichtigt. Welche Bedeutung spielte der Erwerb von Kolonien für Deutschlands weiteren Weg?

Deutschland hat eine lange Geschichte. Darunter auch eine kurze Kolonialgeschichte. Und diese kurze Kolonialgeschichte ist in der Bevölkerung so gut wie verschwunden bzw. unbekannt. Und dennoch spielt sie gerade für das 19. und den Beginn des 20. Jahrhunderts eine große Rolle. Deutschland, das Kaiserreich war die letzte Großmacht in Europa, die sich Kolonien zulegte, sogenannte Schutzgebiete. Der Begriff Schutzgebiete war ursprünglich für einen ganz anderen Zweck gedacht, dem Schutz der deutschen Kaufleute in den späteren deutschen Kolonien. Aus diesen Schutzgebieten wurden Kolonien. In dieser Kolonialzeit sind natürlich Menschen aus den Kolonien nach Deutschland gekommen und deren Familien leben noch immer in Deutschland und sind dadurch mit der allgemeinen deutschen Geschichte verbunden. Ich werde immer gefragt, wie ich mit der deutschen Geschichte verbunden bin. Da muss ich klarmachen, dass mein Großvater als Vertreter der alteingesessenen Eliten einen der Verträge unterschrieben hat, die die deutsche Kolonialzeit in Kamerun einläuteten.

Als Verlierer des Zweiten Weltkriegs wurde Deutschland eine Entnazifizierung verordnet. Wie sehr hat das aus Ihrer Sicht tatsächlich geklappt? Wo sehen Sie Versäumnisse?

1945 gab es keine Nazis mehr. Wohin die verschwunden waren, weiß ich nicht. Aber der Nazismus war ja noch da. Er ist ja nicht verschwunden - deshalb, weil die Träger des eigentlichen Rassismus sich lange Zeit in der Bonner Republik verdeckt hielten. Ich kann aber durchaus sagen, dass dieser Rassismus in der Bonner Republik

nicht die Rolle spielte wie heute. Ich habe in Zeiten der Bonner Republik nicht so viel Rassismus erlebt wie danach.

„Ich frage mich, ob Rassismus wieder in der Mitte der Gesellschaft angekommen ist.“

Ich will behaupten, dass das nicht so ist. Rassismus wird nicht staatlich verordnet, kein Artikel im Grundgesetz spricht sich für den Rassismus aus. Dennoch spielt er heute gerade in der Migrantpolitik eine große Rolle.

In Ihrem mehr als wechselhaften Leben waren Sie auch Beamter des höheren Dienstes beim Bundesnachrichtendienst (BND). Wie kam es dazu?

Ich hatte ja in Paris studiert und später das „Afrika Bulletin“ geleitet und mich zum Afrika-Spezialisten entwickelt. Die junge Bundesrepublik war ab 1960 außenpolitisch mit vielen jungen Staaten, besonders aus Afrika, konfrontiert. Die Siegermächte des Zweiten Weltkriegs - außer der Sowjetunion - waren noch immer Kolonialmächte. Und die nun in die Unabhängigkeit entlassenen Staaten sahen in der Bundesrepublik einen Partner oder anders gesagt auch einen - von vier Mächten - unterdrückten Staat. Das hatte man in der Bundesrepublik natürlich nicht so gesehen, auch wenn das noch nicht wiedervereinigte Deutschland auf die Interessen des jeweiligen Blocks Rücksicht nehmen musste.

Ich hatte mich seit meiner Kindheit mit Afrika beschäftigt, einfach aus dem Gedanken heraus, dass ich selber eine Wurzel in Kamerun habe und diese afrikanischen Einstellungen und Mentalitäten verstehen konnte, die von deutscher Seite überhaupt nicht erkannt wurden. Als die Kolonien in die Unabhängigkeit entlassen wurden, war die Bundesrepublik in keiner Weise darauf vorbereitet. Und so kam es, dass ich ein gesuchter Mann, ein gesuchter Ansprechpartner für Afrikafragen wurde - unter anderem beim BND. Das ist der eine Aspekt, aber es gibt noch einen ganz anderen dabei: Ich hatte mich vorher bei vielen Stellen beworben und nur Absagen erhalten. Ausgerechnet der BND kommt auf mich zu und sagt „Wir brauchen Dich“. Es war eine Überlegungsspanne, in der ich schließlich zusagte, auch im Hinblick darauf, dass ich dadurch in der Lage war, Türen zu öffnen, die bis dahin verschlossen waren für Menschen mit dunkler Hautfarbe. Und im Hinblick darauf sagte ich natürlich ja. Es kommt ein dritter Faktor hinzu: Der BND ist nicht die Fortsetzung des Reichssicherheitshauptamtes und auch überhaupt nicht mit dem Staatssicherheitsdienst der ehemaligen DDR zu vergleichen. Er ist schlicht und einfach der geheime Nachrichtendienst der Bundesregierung, hat keinerlei polizeiliche Aufgaben und hat auch nichts zu tun mit dem Ausspionieren der eigenen Bevölkerung.

Seit Jahren werden Straßennamen, Plätze und andere Orte, die beispielsweise Kolonialverbrechern gewidmet worden waren, umbenannt. Sowohl von Rassismus Betroffene, aber auch davon nicht Betroffene haben daran

einen großen Anteil, indem sie oftmals die politisch Verantwortlichen unter Druck setzen. Auch ist eine zunehmend politisch korrekte Sprache auf dem Vormarsch. Wie sehen Sie diese Entwicklung?

Was ist politisch korrekt? Die Umbenennung von Straßen mit Namen von Kolonialverbrechern ist absolut legitim und sollte man auch weiter vorantreiben. Eine Carl-Peters-Straße ist unerträglich. Aber ich komme auf die „Mohrenstraße“ [Anm. v. Serge Palasie: Straße wurde zwischenzeitlich auf Druck von Aktivist*innen in Anton-Wilhelm-Amo-Straße umbenannt; O-Ton hier im Text in Anführungszeichen], die ja auch Name einer U-Bahnstation in Berlin ist. Und da bin ich völlig anderer Meinung als jene, die diese „Mohrenstraße“ umbenennen wollen, weil diese „Mohrenstraße“ einen historischen Hintergrund hat. In dieser „Mohrenstraße“ war eine Kaserne afrikanischer Soldaten, zum größten Teil Musikmilitärs. Das Kurfürstentum Brandenburg hatte in den Verkaufsverträgen der überseeischen Besitzung Fort Groß-Friedrichsburg an der Küste des heutigen Staats Ghana festgehalten, dass weiterhin eine bestimmte Zahl an jungen Menschen aus Afrika an Brandenburg bzw. ab 1701 an Preußen „geliefert“ werden musste.

Die Geschichte afrikanischer Menschen in Deutschland ist aber noch älter. Im Dom von Magdeburg gibt es eine Figur vom Heiligen Mauritius. Und dieser Mauritius hat ganz klar eine afrikanische Physiognomie. Diese Figur stammt aus dem 13. Jahrhundert. Mauritius war ein Nubier aus Theben in Ägypten. Er wurde als einer der ersten christlichen Märtyrer im jetzigen Abendland angesehen. Albrecht Dürer hat Afrikaner gezeichnet.

„Wir waren schon immer hier, wir sind nichts Neues in der Bevölkerung.“

Und diese „Mohrenstraße“ ist keine negative Bezeichnung von Menschen mit Schwarzer Hautfarbe, sondern der Begriff kam über Nordafrika - die Mauren. Und aus Mauren wurden später „Mohren“. Wenn wir aber schon immer da waren, muss ich mich doch fragen: Wo ist diese Hautfarbe geblieben? Es müsste ja seit Jahrhunderten eine Schwarze Bevölkerung geben. Aber die gibt es nicht. Spätestens nach der dritten Generation dieser afrikanischen Menschen waren sie in der Bevölkerung aufgegangen. Es ist meiner Ansicht nach problematisch, wenn alles ohne Kenntnis der historischen Hintergründe in die rassistische Mappe gelegt wird. Hier spielt einfach der Übereifer eine Rolle.

Wie Sie sagen, gingen Menschen afrikanischer Herkunft lange in der Bevölkerung auf, was an ihrer geringen Zahl lag. Mittlerweile wächst die afrikanische Diaspora aber und wird nicht mehr völlig in der Bevölkerung aufgehen. Werden Schwarze Deutsche so endlich künftig eher als „ganz normale Deutsche“ angesehen werden?

Es ist sowohl eine Steigerung des Rassismus in der Bundesrepublik als auch eine ansteigende Toleranz

möglich.

Als Kind erlebten Sie den Aufstieg der Nationalsozialisten. Wie sehen Sie das Wiedererstarken einer rechtsgerichteten Politik in Deutschland? Können da überhaupt Parallelen gezogen werden?

Aber klar. Parallelen sind sichtbar. Es handelte sich bei den Nationalsozialisten wie auch jetzt beim Rechtspopulismus um die gleiche Sache. Hier spielt die Vorstellung der Überfremdung eine ganz große Rolle. Die Partei Hitlers spielte vor der Weltwirtschaftskrise 1929 keine große Rolle. Sie saß mit einigen Abgeordneten im Reichstag und in einigen Landtagen. Die Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise in Deutschland waren vor allem die hohe Arbeitslosigkeit. Und Arbeitslosigkeit fördert Unzufriedenheit. Und die Nazis nutzten genau diese allgemeine Unzufriedenheit aus. Innerhalb von zwei Jahren ist sie zur bestimmenden Macht geworden. Die Gefahr, dass sich Ähnliches wiederholt, ist nicht völlig auszuschließen. Solange die großen Volksparteien bestimmend sind, ist sie allerdings gering. Aber die Entwicklung der letzten Jahre, in denen rechte Politik wieder gesellschaftsfähiger geworden ist, sollte dennoch nicht beschwichtigend ignoriert werden. Wenn Unzufriedene nicht zur Wahl gehen, dann sinkt schon die Zahl derjenigen, die die Volksparteien unterstützen. Die Unzufriedenen aber, die sich artikulieren wollen, wählen Parteien, die außerhalb der Mitte sind - sowohl links als auch rechts. Sollten sich wirtschaftliche und politische Krisen in der nächsten Zeit mehren, wird auch die Gefahr größer, dass die extremen Parteien stärker werden.

Preußen ist nicht groß geworden, weil es sich abschottete, sondern weil klar war, dass jeder, der nach Preußen kam, Preuße wurde. Es gibt ein Wort aus dem 18. Jahrhundert „Niemand wird Preuße denn aus Not, ist er´s ´ worden, dankt er Gott“. Und ich entsinne mich, dass sich die preußischen Könige in ihren Kundmachungen an „ihre Völker“ wandten und nicht an das - also ein einziges - Volk. Und auch heute verlässt kein Mensch seine Heimat ohne Grund. Er kann sowohl politische als auch wirtschaftliche Gründe dafür haben. In diesem Geiste sollte klar sein: Wer nach Deutschland kommt, wird Deutscher. Wenn nicht er, dann ganz sicher seine Kinder.

Was müsste geschehen, damit Nationalität künftig zunehmend vom Phänotyp, also vom Aussehen, entkoppelt wird?

Indem der völkische Gedanke nicht mehr der nationale ist. Völkisch ist das, was rechte Bewegungen und Parteien propagieren, nämlich die Idee von deutsch. Die deutsche Bevölkerung ist ja aus vielen Völkern zusammengesetzt. Ein Oberbayer ist in Friesland nicht verständlich und umgekehrt. Nationalität ist gleich Staatsangehörigkeit. National ist nicht völkisch. National ist der Überbegriff über die Summe des Völkischen. Wenn sich diese Erkenntnis durchsetzt, dann können wir schon vorankommen. Völkisch begrenztes Denken fördert Rassismus, der nicht mit der Muttermilch aufgesogen wird, sondern erworben wird. In der Bundesrepublik gibt es keinen verordneten Rassismus. Aber er dient dennoch dazu, politische Propaganda zu

machen. Wenn beispielsweise vor einem Bevölkerungsaustausch gewarnt wird und Ängste vor einer Überfremdung bewusst geschürt werden, dann muss ich sagen: Wie soll das denn aussehen? Es gab einen Bevölkerungsaustausch - 1945, als Millionen vertriebene Deutsche aus dem Osten in das Gebiet der heutigen Bundesrepublik kamen. In Deutschland wird aber keine Bevölkerung mehr vertrieben. Die Leute, die hierher kommen, suchen sich ja Orte aus, in denen sie leben können. Sie ersetzen ja niemanden. Oft sind sie diejenigen, die Arbeiten machen, die die Mehrheitsbevölkerung nicht mehr machen will - ich denke da an den Straßenkehrer oder die Müllabfuhr und dergleichen.

Sehr geehrter Herr Michael, ich danke Ihnen für das Interview.



Theodor Wonja Michael im Bambi-Kino Düsseldorf, März 2018. Bild: Tina Adomako

Liebe Leser*innen,

Ungleichheit hat viele Gesichter. Jenseits der individuellen Fähigkeiten, die darüber bestimmen, wer welche Perspektiven hat, können beispielsweise soziale oder religiöse Zugehörigkeit, Geschlecht oder die Herkunft darüber entscheiden, ob wir unsere Potentiale voll entfalten können oder nicht. Oft sind Menschen von Mehrfachdiskriminierung betroffen. Eine besonders wirkmächtige „Ungleichheitenaufrechterhaltungsideologie“ (ja, langes Wort...) ist Rassismus. Wenn wir die Nachhaltigen Entwicklungsziele (SDGs), zu denen wir Deutschen uns bekannt haben, ernst nehmen, muss auch und gerade der Kampf gegen Rassismus forciert werden. Ansonsten ist eine Verwirklichung von SDG 10 (Ungleichheiten in und zwischen Staaten verringern) in Gefahr. Das können wir uns angesichts der wachsenden nationalen und globalen Herausforderungen, die ein gemeinsames Handeln immer wichtiger machen, immer weniger leisten.

Theodor Wonja Michael (1925-2019) - unter anderem Zeitzeuge des Nationalsozialismus und Spiegelbestsellerautor ("Deutsch sein und schwarz dazu") - sprach im Februar 2019 über sein Jahrhundert und ging dabei auf das koloniale Erbe, Rassismus und das Wiedererstarken des Populismus bei uns in Deutschland ein.



Träger der Fachstelle:



Die Fachstelle ist Teil des
Eine Welt-Promotor*innen-Programms.



mit der Unterstützung von



im Auftrag des



und der Landesregierung
Nordrhein-Westfalen

